

Robert Mächler zum Gedenken

Werner Morlang: Robert Mächler und Robert Walser – zwei ungleiche Brüder im Geiste

Sehr geehrte Anwesende,

es liegt mir fern, meine Bekanntschaft mit Robert Mächler auf irgendwelche Schicksalsfügungen zurückzuführen, aber wunderbarlich genug wurde ich schon in meiner frühen Jugend auf seine Person hingewiesen. Etliche Jahre vor meiner Geburt lebten meine Eltern an der Martinsbergstrasse in Baden. In jenem Haus wohnte nicht nur ein Schulkamerad von Mächler, Sascha Landa, sondern auch ein polnisches Ehepaar namens Dorosz samt Tochter Maria Hedwig. Wie mir meine Mutter erzählte, traf sie oft im Treppenhaus einen Mann mitte Dreissig, der still in sich gekehrt der Familie Dorosz seine Aufwartung machte. Sein Besuch galt insbesondere Maria Hedwig, einer doktorierten Pädagogin, die unter dem Titel „Poetische Weltfahrt“ auch ein Gedichtbändchen publiziert hatte. Die Eltern Dorosz hofften auf eine eheliche Verbindung ihrer Tochter mit dem um vier Jahre jüngeren Mann, der als Lokalberichterstatter für das „Badener Tagblatt“ tätig war, und auch Maria Hedwig war, wie sie meiner Mutter mitteilten, einer solchen Ehe nicht abgeneigt. Offenbar mochte der willkommene Schwiegersohn nicht so recht Farbe bekennen, und kurz darauf, 1946, starb die Tochter an einer Lungenentzündung. Aus diversen Aufzeichnungen des zaghaften Freiers, niemand anders als Robert Mächler, geht hervor, dass er die Liebe von Maria Hedwig nicht erwidern konnte, aber er verehrte sie über ihren Tod hinaus als Geistesfreundin, ja als oberste weibliche Instanz, vor der er fortan mit seinem Denken und Trachten bestehen wollte. Er war schon ein merkwürdiger Sonderling, dieser Mächler, sagte meine Mutter nicht ohne Respekt.

Inzwischen waren meine Eltern nach Olten gezogen, wo ich meinerseits meine Existenz antrat, und aus Anhänglichkeit behielten sie das Abonnement des „Badener Tagblatts“ bei. In dessen damals beachtlich umfangreichem Kulturteil stiess ich als Gymnasiast regelmässig auf Beiträge von Robert Mächler, unter anderem über den von mir heiss geliebten Dichter Robert Walser. 1966 erschien dann Mächlers Biographie über Walser, die ich mir unverzüglich aus der Stadtbibliothek besorgte. Etwas von meiner hohen Wertschätzung Walsers übertrug sich gleichsam von selber auf seinen Biographen, erst recht, als ich in

dem mir äusserst genehmen kirchenkritischen Dunstkreis von Karlheinz Deschner auch den Namen Robert Mächlers antraf. Somit gehörte Mächler alsbald mit Nietzsche, Arno Schmidt, Ernst Kreuder, Hans Henny Jahn und eben Karlheinz Deschner zu jener Bande aufmüpfiger Geister, die einem bücherverschlingenden Jüngling, der in den fünfziger Jahren aufwuchs, die nötige Munition gegen eine muffige Umgebung lieferte. Die Jahre gingen ins Land, mithin ein Studium der Germanistik und Anglistik, und unversehens erhielt ich 1980 die Gelegenheit, im Zürcher Robert Walser-Archiv zu arbeiten, dessen Leitung mir später übertragen wurde. Natürlich war es mir ein Bedürfnis, den Kontakt mit Robert Mächler aufzunehmen, wobei ich wusste, dass es mittlerweile zwischen Mächler und seinem einstigen Schulkameraden Elio Fröhlich, dem Initianten des Archivs und Präsidenten der Carl Seelig-Stiftung zu einem Zerwürfnis gekommen war. Mächler war denn auch daran gelegen, dass wir uns gewissermassen auf neutralem Terrain, nämlich in einem Zürcher Café treffen würden. Da trat mir nun dieser mir von seiner Publizistik her längst vertraute Nonkonformist entgegen: eine bürgerlich korrekt gekleidete, schmächttige Erscheinung und im Äussern seinem biographischen Gegenstand erstaunlich ähnlich. Nicht mit einem polemisch schäumenden Eiferer hatte ich es zu tun, sondern mit einem wortkargen Menschen, der aber, wenn man ihm die entsprechenden Stichworte zuspielte, bedächtige, wohlformulierte Sätze produzierte. Wiederholt bedauerte er den Zwist mit Elio Fröhlich, für den er sich allein schuldig fühlte, wusste aber nicht, wie er die leidige Angelegenheit bereinigen konnte. Aber auch das gehört zu Mächlers Charakterbild: Jenes im übrigen ungedruckte Schriftstück, das ihm Fröhlichs Ungnade eingetragen hatte, hielt er zwar eingedenk ihrer alten Freundschaft für unklug, in der Sache selbst nahm er kein einziges Wort zurück.

In der Folge trafen wir uns rund ein Dutzend Mal an verschiedenen Orten, sogar im Walser-Archiv, wo er sich anfänglich unter dem Bannstrahl Fröhlichs als persona non grata gewähnt hatte. Wir führten ausserdem einen lockeren Briefwechsel, hauptsächlich über Walsersche Themen, der um die dreissig Briefe Mächlers zeitigte. Gegenüber Bernhard Echte und mir nahm sich Mächler als Walser-Kenner, der er ja zweifellos war, immer zurück und forderte uns auf, ihn auf Fehler und Lücken hinzuweisen, die wir in seiner Walser-Biographie oder aktuell von ihm verfassten Aufsätzen über Walser entdeckt hätten. Mehrmals entschuldigte er sich dafür, nicht sämtliche noch lebende Zeugen von Walsers Vita ausfindig gemacht und bloss eine „dokumentarische Biographie“ verfasst zu haben. Dabei hatte Mächler, wenn man den damaligen Stand der Walser-Rezeption berücksichtigt, eine vorzügliche Arbeit geleistet: ä suberi Bütz, wie mein Freund Gerhard Meier gesagt hätte. Insbesondere hatte er glorios der Versuchung widerstanden, subjektive Nachempfindeleien seinem um objektive Darstellung bemühten Walser-Porträt beizumengen. Dass er sich nicht als Autorität aufspielen mochte, hat wohl mit seiner habituellen Bescheidenheit zu tun, aber bestimmt war auch die von ihm unentwegt beklagte Frustration mitbeteiligt, dass seine Walser-Publizistik überall anerkannt wurde, während die

von ihm für weit bedeutender erachteten utopischen Schriften wenig Beachtung fanden. Auch ich wurde mit diesen im Selbstverlag herausgegebenen Broschüren beschenkt, in denen Mächler nichts weniger als die gesamte Menschheit auf ein Vernünftigungsprojekt vereidigen wollte, und auch ich musste leider diesem etwas gar abgehobenen dünnen, dürftigen Unterfangen die Zustimmung versagen. Doch obwohl diesen Texten ein sektiererischer Zug eignet, hätte es der scheue Utopist nicht über sich gebracht, im mündlichen Gespräch beschwörend für seine Anliegen zu werben. Mächlers stets ernste Miene wurde bisweilen von einem leisen Lächeln gemildert, vielleicht seinem Ausdruck von Müdigkeit und Resignation angesichts dessen, dass ihm die Welt partout die Gesinnungsfreundschaft verweigerte. Herzhaft lachen habe ich ihn nie gehört.

Anfang der neunziger Jahre schlug ich Robert Mächler vor, eine repräsentative Auswahl seiner ebenso zahl- wie facettenreichen Beiträge zu Walser in einem Sammelband herauszugeben und besuchte ihn, mit einem Tonbandgerät ausgerüstet, in Unterentfelden. Er liess meinem Vorhaben eher freundliche Duldsamkeit als Begeisterung angedeihen, denn einmal mehr war eben der Walser-Kenner und nicht der Weltverbesserer gefragt. Indessen war er gerne bereit, mir in einem längeren Gespräch über seine langjährige Beschäftigung mit Walser Auskunft zu geben. Natürlich wusste ich um seine asketische Lebensweise, aber als ich mich in seiner kargen Wohnklausur umsah, war ich doch tief beeindruckt. Sie befand sich im Untergeschoss eines Einfamilienhauses und war wohl ursprünglich als Waschküche vorgesehen. Soweit ich mich erinnere, beschränkte sich die Ausstattung auf ein schmales Bett, einen Tisch, zwei Stühle, einige Büchergestelle und vermutlich einen Kleiderschrank. Für warme Getränke diente eine Kochvorrichtung. Auf neuzeitliche Errungenschaften wie Telefon, Radio oder gar ein Fernsehgerät konnte Mächler ohne weiteres verzichten. Doch am meisten frappierte mich als Bücherliebhaber und -sammler Mächlers Prinzip, seine Bücher in Packpapier einzuwickeln, ohne sie am Rücken zu beschriften. In seinen ungedruckten autobiographischen Aufzeichnungen verzeichnet der auf Wahrhaftigkeit eingeschworene Mächler mit geradezu buchhalterischem Fleiss all das, was er selbst für seine Arten und Unarten, Eigenschaften und Mucken hielt, und dennoch, finde ich, hat er zeitlebens ein rumpelstilzchenhaftes Inkognito bewahrt.

Pirmin Meier: Robert Mächler –

Eine geistige Existenz im Aargau des 20. Jahrhunderts

Sehr geehrte Damen und Herren

Wer vor etwa 35 Jahren innerhalb der damaligen überschaubaren Szene von Aargauer Publizisten mit Robert Mächler zu tun bekam, hätte sich nie träumen lassen, im ehrwürdigen und zugleich lebenslustigen Badener Limmathof mit einer schönen Buchpublikation seines 100. Geburtstages zu gedenken. Bei Lesungen, Vorträgen und Tagungen trat der in abgetragenen Grau gekleidete ältere Herr mit der Mappe in der Hand nie selber in Aktion. Ruhig vertiefte er sich in seine Notizen. Diese kamen dann in einem jeweils lesenswerten Beitrag im *Badener Tagblatt* oder vielleicht in den *Schweizer Monatsheften*, der letzten Traditionszeitschrift des schon damals an geistiger Ausdünnung leidenden schweizerischen Freisinns, zum Abdruck. Wer sich erinnert, wie schlecht freie Mitarbeit in Feuilletons bezahlt wurde, vermutete in Robert Mächler einen ärmlich lebenden mutmasslich gescheiterten Akademiker. Man war geneigt, in ihm eher eine Art Proletarier des Geistes zu sehen als den „heimlifeissen“ Privatier, der er im Grunde war.

„Heimlifeiss“ ist notabene eines der Lieblingsworte von Robert Walser. Mächler war mit dem Dichter– wie mir scheint – auch in der äusseren und inneren Erscheinung durch erstaunliche Ähnlichkeit verbunden. Ein „Heimlifeisser“ ist im schweizerdeutschen Idiom einer, den man notorisch unterschätzt. In Wirklichkeit aber hat er es faustdick hinter den Ohren. Der „Heimlifeisse“ ist – in materieller und manchmal auch geistiger Hinsicht – bei weitem besser gestellt als es von aussen gesehen den Anschein macht. Wer hätte damals zum Beispiel geahnt, dass der schlichte Mächler sogar mit Thomas Mann Kontakt gepflegt und im Grunde auf die Honorärchen eines für Zeilengeld schreibenden Mitarbeiters einer Zeitung nicht angewiesen war?

„Heimlifeiss“ gilt als ein Juwel unter den schweizerdeutschen Adjektiven. So wie Robert Walser ein kostbarster Edelstein unter den Schweizer Poeten war, so war sein wegweisender Biograph Robert Mächler, wenn man das so sagen darf, ein Unikum unter den Publizisten, zumindest im sogenannten Kulturkanton Aargau. Auch war der Mann, der in der bereits mehrfach erwähnten Kellerwohnung in Unterentfelden hauste, wie Schopenhauer in der Lage, seine Gedichte und Gedanken – jeweils als Privatdrucke – auf eigene Kosten zu publizieren. In diesem Punkt war er Dr. Erwin Jaeckle (1909 - 1996), dem gleichaltrigen, zu Lebzeiten aber weit prominenteren Publizisten aus Zürich, frappant ähnlich. Der dynamische Chefredaktor der TAT hat all das, was man von seinen philosophisch ausschweifenden Gedanken in der von Duttweiler

gegründeten Qualitätszeitung nicht platzieren konnte, in Büchern und Gedichtbänden untergebracht, ins Reine getippt von seiner ihn verehrenden Sekretärin und finanziert von seiner Frau Anabeth Jaeckle-Treadwell. Die beiden ungleichen Publizisten praktizierten geistige Unabhängigkeit in einem Ausmass, welches heute beinahe unerreichbar erscheint. Jaeckle und Mächler realisierten die Pressefreiheit entschieden deutlicher, als es bei den heutigen sogenannten Forumszeitungen noch möglich scheint. Das Nonkonforme in der Praktizierung geistiger Freiheit war nicht einfach ein Gärtchen, womit man das Spektrum der landesüblichen Meinungen abdeckte. Ein nachhaltig vertretenes Profil wurde sichtbar. Damit errangen zum Beispiel DIE TAT – ein geistiges Forum auch für das kirchenkritische Werk Karlheinz Deschners – und das *Badener Tagblatt* Rang und Bedeutung im sogenannten Bannwald der Demokratie, wie die Schweizer Presse damals genannt wurde.

Unter den Aargauer Landsleuten, die ich in meinem bisherigen Leben kennen lernen durfte, hat kein zweiter in vergleichbarem Ausmass eine geistige Existenz realisiert wie Robert Mächler. Dies gilt für ihn sogar in einem noch radikaleren Sinn als für Jean-Rodolphe von Salis (1904 - 1995), dem wir über Rilke ein vergleichbar wichtiges Buch verdanken wie Mächlers Biographie über Robert Walser. Der Weltchronist von Salis war nebst geistiger Existenz von Format auch noch Grandseigneur und Schlossherr, ein Superpromi, wie die einschlägige Presse heute formulieren würde. Dank seinem Prestige wurde er erster und Massstäbe setzender Preisträger des bis vor kurzem noch regelmässig verliehenen Aargauer Literaturpreises, für dessen Begleichung jeweils die Kantonalbank geradezustehen hatte. Zu Lebzeiten von Robert Mächler wäre es im Kanton Aargau aber – verzeihen Sie den etwas ungeschlachten Ausdruck – buchstäblich „keinem Schwein“ in den Sinn gekommen, den schlichten Mann aus einer Kellerwohnung in Unterentfelden auf vergleichbare Weise zu ehren. Auch Karl Kloter, der bedeutendste schreibende Proletarier in der Geschichte des Kantons Aargau, sein 100. Geburtstag steht im nächsten September (30. 09. 2011) an, wurde für den Aargauer Literaturpreis mangels Glanz geflissentlich übersehen. (Nicht jedoch vom Vormund Robert Walsers, Carl Seelig, ohne den der Industriearbeiter Kloter den Weg zur Schriftstellerei wohl nicht gefunden hätte.)

Im Vergleich zu manchem deutschschweizerisch-ländlichen Volksschriftsteller verfügte Mächler über eine feinsinnige Sprache. Er artikulierte sie fast nur schriftlich, kaum in mündlichen Vorträgen. *Meine Zunge ist zum Schwätzen nicht gerichtet, allein zum Werken und zur Wahrheit.* Das Wort von Paracelsus, der wie später Mächler auch über die Bäder von Baden geschrieben hat, scheint auch für den Hauptverfasser des neu erschienenen Briefbandes ebenfalls zutreffend zu sein. Mit öffentlichen Auftritten vermochte er sich in keiner Weise

zu profilieren. Dazu war seine Stimme schlicht zu leise. Für ein Pseudo-Geistesleben, in dem nur existiert, was im Fernsehen als Talkshow verbraten wird, war er ein für allemal nicht geschaffen.

Nicht nur *Der Optimystiker* (1948), sein früher Gedichtband, nicht nur der bewegende Bericht psychischer Krankheit und deren Überwindung in *Jahr des Gerichts* (1961) wären als literarische Leistungen zu würdigen und eine lohnenswerte Aufgabe künftiger Forschungen. Robert Mächler hat, wenn auch nur als dienstbarer Geist mit poetischer Anlage, drei schöne Aargauer Festspiele verfasst: *Kleiner Sängerkrieg auf Schloss Hallwil*, *Barbarossa und Pestalozzi auf der Lenzburg* und *Die letzte Geisterstunde auf dem Stein*. Dabei beherrschte er in der Tradition von Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Hebbel und Paul Heyse die Technik des klassischen Blankverses perfekt. Das hat ihm im Kanton Aargau niemand vorgemacht und erst recht keiner nachgemacht. Zschokke und Pestalozzi liess er allerdings in Prosa miteinander diskutieren, etwa so: „Das Leben des Einzelnen wie des Geschlechts hat durchaus den Zweck, die Geisteskraft zu erhöhen. (...) Dem Unterricht wird zum Ziel gesetzt, dass vor allem dem Geiste Klarheit, Ordnung, Überblick, Schärfe und Schnellkraft gewonnen werde.“ Das waren für Mächler Maximen, wie er sie dann in seinen *Richtlinien der Vernünfftigung* – mit dem Ziel der Religionskritik aus einem erneuerten Geist von Rationalismus und Aufklärung – umgesetzt hat.

Die langfristige Bedeutung des Literaten Mächler liegt – wie der Ausweis seiner zum Teil posthum gedruckten Publikationen zeigt – auf dem Gebiet des Essays und des Aphorismus. In seinen vorzüglichen Porträts, zum Beispiel über den im Badener Stadtturm eingekerkerten Pazifisten und Miterfinder der Zivildienstidee, Pierre Ceresole, Sohn eines antiklerikalen freisinnigen Genfer Bundesrates, verbinden sich Mächlers Brotberuf als Publizist und sein Engagement als Humanist zu einer eindrücklichen Synthese. Dabei war der hochbegabte Feuilletonist Mächler weit davon entfernt, Geschichte immer nur unter dem moralischen Gesichtspunkt zu schreiben. Zum Beispiel verdanken wir ihm überaus vergnüglich zu lesende Porträts der Bäderstadt Baden, so das im Haupt-Verlag erschienene, von Herrn Haupt bereits erwähnte Heimatbuch über Baden mit den Aspekten Landschaft, Kultur und Geschichte. Zu den schönsten Texten Mächlers gehört eine wunderbare Studie über das lebenslustige mittelalterliche Badeleben in der Porträtierung durch den Humanisten Poggio Bracciolini. Dabei war Robert Mächler ein innerlich stets engagierter Mitbürger, der neben dem Geschäft der antiquarischen Historie im Sinne Nietzsches die kritische Historie nicht aus den Augen verloren hat. In weltanschaulichen Fragen konnte er indes einen Eifer an den Tag legen, der durchaus mit demjenigen des Friedensapostels Max Dätwyler zu vergleichen wäre.

Demonstrieren und Provozieren entsprachen freilich Mächlers persönlichem Naturell überhaupt nicht. Er war niemals der Mann öffentlicher Zwischenrufe.

Neben dem engagierten Mahner gab es noch den schmunzelnden Robert Mächler. Leider wäre es nicht richtig, bei ihm von einer begnadeten Heiterkeit zu sprechen. Er war, in diesem Sinn dem Humoristen Robert Walser nicht unähnlich, von einer tiefen, nicht wegzukurierenden Traurigkeit erfüllt, mutmasslich Folge einer absoluten Lebenseinsamkeit. Robert Walser und besonders der Puritaner Robert Mächler haben in ihrem Leben nie annähernd so viel Liebe erhalten, wie sie es als überaus lebenswerte Menschen verdient hätten. Ich sehe in ihnen, wie auch in Carl Seelig, Repräsentanten einer untröstlichen Generation. Liebende ihrer Art vermochten sich weder im Bordell noch im Mief der damaligen Homosexuellenszene je vergnüglich auf ein „Faulbett“ zu legen, und das stille Kämmerlein der Praxis geistiger Arbeit bedeutete ihnen mehr als die verruchte Kneipe. Goethe hat dies im *Faust* als die Tragik einer ungläubigen bzw. nihilistischen geistigen Existenz darzustellen gewusst. Dabei treffen freilich Begriffe wie „Unglaube“ oder „Nihilismus“ weder auf Walser noch auf Mächler im Vollsinn des Wortes wirklich zu. Von ihrer alten christlichen Kinderstube haben sie bis zum Ableben etwas mit sich genommen.

J. R. von Salis und Erwin Jaeckle konnten es sich bei ihrem einigermassen hedonistischen grandseigneurialen Lebensstil leisten, ein Doppelleben im Stil einiger Mitglieder der Familie Mann zu führen. Walser und Mächler, zwei Meister des „Heimlifeissen“, haben mutmasslich „nur“ im geistigen Sinn ein Doppelleben geführt. Die Einsamkeit des unbekanntem Schweizer Philosophen Robert Mächler ist nicht das Gegenteil der Einsamkeit des grössten Unbekanntem der Schweizer Geschichte hundert Jahre zuvor: Hutmacher, Philosoph und Religionskritiker Heinrich Hössli (1784 - 1864) von Glarus. Dessen Entdecker, der Hannoveraner Karl Heinrich Ulrichs (1827 - 1897) musste bekanntlich aus dem puritanischen Preussen ins mediterran-katholische Aquila (Kirchenstaat, später Italien) fliehen, wo man, mit Rücksicht auf viele katholische Priester, für „widernatürliche“ sexuelle Orientierung zwar in die Hölle, aber glücklicherweise nicht ins Gefängnis kam.

Im Vergleich zu Robert Walser nahm Mächler das Leben klar ernster. Irgendwann ist ihm aufgegangen, dass das Dasein nur dann einen Sinn hat, wenn man, wie es in einem Walserschen Aphorismus geschrieben steht, „für etwas“ lebt. Mit anderen Worten: Mächler war nicht nur ein Idealist, er wurde ein solcher, und zwar auf eine heute extrem altmodische Weise. Hartnäckiger als es zulässig erscheint begann er an die Vernunft zu glauben. Das war gewiss nicht immer seine Richtlinie gewesen. So verband ihn – wenige Jahre nach der

Entlassung aus dem sog. Irrenhaus – die kurzzeitige Fehleinschätzung Hitlers im Jahre 1933 mit seinem späteren Arbeitgeber Otto Wanner und noch anderen später prominenten Badenern, dem Bierbrauer Hans Müller, dem Metzgermeister Hans Rychner (der Freund, aber nicht Gesinnungsfreund meines Vaters blieb unbelehrbar) und meinem späteren Sitznachbar im Verfassungsrat, dem Garagisten Fritz Wehinger, dem einstigen handfesten Saalschutzverantwortlichen der Nationalen Front Baden (1933). Letzterer hat 1975 meine Anträge betr. Beseitigung der Kirchensteuer und Etablierung ziviler Abdankungsdienste zusammen mit einigen wenigen linksradikalen Sozialisten und kirchenkritischen Erzliberalen wacker unterstützt.

Dabei gilt für Mächler das Wort des christlichen Indianerbefreiers Bartolomé de Las Casas: *Nicht die Irrtümer haben wir zu fürchten, sondern die Lüge*. Die ehrlichste Aussage, die ich in meinem Leben je von einem Schriftsteller im persönlichen Gespräch gehört habe, war Mächlers Antwort auf ein Kompliment: „Herr Mächler“, sagte ich zu ihm im Aarauer Rathausgarten, wo wir uns jeweils nach dem Bibliotheksbesuch trafen: „Herr Mächler, ich teile zwar Ihre Einschätzungen nicht immer. Aber ich bewundere Sie, weil Sie immer eine kritische Haltung gegenüber den Mächtigen eingenommen haben.“ – „Leider nicht immer“, antwortete Mächler beschämt, und er beichtete mir, was doch sonst nachträgliche Berufsantifaschisten in der Art von Grass und Jens und Luise Rinser lieber für sich behalten hätten: Er habe mal dem *Völkischen Beobachter* ein Gedicht auf Hitler zugeschickt, und die Nazis hätten es, wegen der grossen Menge diesbezüglicher Elaborate, glücklicherweise nicht mal abgedruckt!

Meine persönliche Beziehung mit Mächler war leider nur bedingt als Freundschaft zu bezeichnen. Weniger die Meinungsverschiedenheiten zwischen einem hartgesottenen Kulturkatholiken und einem noch härter gesottenen Kritiker des Christentums standen uns im Wege. Eher war es eine emotionale Sprödigkeit, welcher Mächler, der mich immer mit „Herr Doktor“ ansprach, kaum zu entsagen vermochte und die wohl auch etwas auf mich übergegriffen hat. Trotzdem hat mich Mächlers Bekenntnis aus dem Vorwort seiner *Richtlinien* bei jeder Lektüre noch und noch bewegt: Dass er bis jetzt keinen einzigen Gesinnungsfreund gefunden habe. Ich war in Gedanken nahe daran, selbst einige heilige Prinzipien über Bord zu werfen, nur um diesem Missstand endlich abzuhelfen; es war doch unendlich schade, dass ein so redlicher sauberer geistiger Mensch wie dieser lebenswerteste Robert Mächler so einsam und allein sein musste! Er hätte doch einen Gesinnungsfreund, einen Freund überhaupt, fürwahr verdient! Wir sollten in Mächler nicht einen Ideologen sehen, sondern ein Beispiel für eine saubere geistige Existenz mit tiefer Lebenstragik.

Trotz vielfachem Andersmeinen bestand zwischen „Herrn Mächler“ (kaum ein Kollege war mit ihm per Du) und mir von Anfang an ein hoher Grad an Übereinstimmung. Das Prinzip geistiger Freiheit hat Robert Mächler bekanntlich wie kaum ein zweiter Aargauer auf für mich vorbildliche Art und Weise bezeugt. Ich glaube nicht, dass ich und andere, die ihm hier noch vergleichsweise nahe standen, in der Konsequenz der Lebensführung mit ihm verglichen werden können. Mit ihm teilte ich aber insbesondere die Überzeugung, dass Weltanschauungen grundsätzlich steuerfrei sein müssen. Mit anderen Worten: Für die öffentlichrechtliche Anerkennung von Gesinnungsgemeinschaften, de facto zum Beispiel Religionsgemeinschaften, vor allem aber für die Kirchensteuer, die mit unsäglichen Ausreden verteidigte Nachfolgerin feudalistischer Zehntabgaben, darf es in einem modernen freiheitlichen Staatswesen keinen durch die Verfassung gewährleisteten Platz mehr geben. (Im Gegensatz zur identitätsstiftenden Symboltradition, z.B. Weihnachten, die für mich aus volkskundlicher Sicht nichts mit öffentlichrechtlichen Landeskirchen zu tun hat. Dasselbe gilt für den heiligen Gotthard und die heilige Barbara, auch die von Thomas Hürlimann gepriesenen hölzernen Gipfelkreuze, welche viel mit schweizerischer freiheitlicher Identität zu tun haben. Auch die in Hölderlins Hymnen gepriesenen Feiertage bleiben ohne Kirchensteuer erst recht zur Weiterexistenz fähig.

1975 erlaubte ich mir als Mitglied des aargauischen Verfassungsrates, rund ein halbes Dutzend Anträge zur Kirchenpolitik zu stellen. Absolutes Hauptanliegen war die Abschaffung der Kirchensteuer nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein weiteres Postulat war die garantierte Installation eines zivilen Abdankungsdienstes für alle Gemeinden, damit niemand bloss wegen einer würdigen Beerdigung in der Kirche bleiben muss. Dagegen wehrten sich die Kirchenfunktionäre und Pfarrer mit Händen und Füßen, was auch in meinen jetzt veröffentlichten Briefen an Mächler nachgelesen werden kann.

Der Chefredakteur des Aargauer Tagblattes und Fraktionspräsident der freisinnigen Fraktion, mein 1987 verstorbener Gesinnungsfreund Dr. Samuel Siegrist, mochte diese Anträge nicht stellen, weil es sonst in seinem Umfeld geheissen hätte, die Zeitung und die Partei wollten den Kulturkampf des 19. Jahrhunderts wieder aufleben lassen. Mir selber wurde damals von einem CVP-Grossrat und späteren frommen Priester im *Aargauer Volksblatt* das Billett „Moskau einfach“ empfohlen. Dabei hätte ich als Katholik nach dem Vorbild des frühen Mächler so etwas wie ein „Christlicher Freigeist“ werden wollen, wenn auch selbstverständlich nicht im Sinne der sog. fortschrittlichen Katholiken. Im Gegensatz zu diesen befürwortete ich den Gregorianischen Choral, die lateinische Messe. Die Mundkommunion mit Patene fand ich zum

Beispiel eher wichtig als die Erhaltung widerwärtiger feudalistischer Privilegien. Gegen die Kirchensteuer bzw. den sogenannten Nassen Zehnten ist 1457 schon Klaus von Flüe, der Dickschädel unter den katholischen Heiligen, angetreten. Persönlich war ich stets auf der Suche nach einem Katholizismus der Gesinnung entgegen sklavischer Bindung, so wie Mächler lange Zeit mit dem Gedankengut von Karl Barth sympathisierte, über welchen ich meinerseits einige aus sympathisierender Kritik geschriebene Essays und Gedichte geschrieben habe.

Einer der bedeutendsten katholischen Freigeister der Geschichte, mit grossem Einfluss auf Giordano Bruno, war Theophrastus Paracelsus (1493 - 1541), der mystisch-alchemistische „Waldesel von Einsiedeln“. Es gibt nichts – was man bei Karlheinz Deschner nachlesen kann –, was Paracelsus nicht wenigstens im Prinzip längst gewusst hätte, nämlich dass die Religion im Fall ihres Missbrauchs auf ein „Prinn, würg, ertränk, verbrenn und henk“ hinausläuft. Mit Paracelsus und Mächler gelangte ich zu der Meinung, dass die Religion tatsächlich zu den gefährlichsten Phänomenen in der Geschichte der Menschheit gezählt werden muss. Die Missbrauchbarkeit der Religion ist womöglich noch schlimmer als die Missbrauchbarkeit der Sexualität und im Grunde nicht minder gefährlich als die Missbrauchbarkeit der Macht. Dabei war jedoch Paracelsus trotz zukunftsweisender Erkenntnisse leider nicht frei von Feindbildern, z.B. Hexenglauben und Antijudaismus, wiewohl er wie Erasmus den Religionskrieg konsequent bekämpft hat. Von Sexualität und Religion hat er indes einiges verstanden, auch dass man diese Phänomene, so gefährlich sie sind, nicht einfach „wegkastrieren“ kann.

Robert Mächler ist es zu verdanken, dass ich immerhin gut ein halbes Dutzend Bücher von Karlheinz Deschner gelesen habe. Mein erster Eindruck des Referenten Deschner war leider negativ, so dass ich im Gegensatz zu Mächler es dem Theologen Hans Urs von Balthasar nicht zum einzigen Hauptvorwurf machen kann, dass er Deschner nicht gelesen habe. In einem von mir auf Empfehlung Mächlers besuchten Vortrag im Spyrgarten von Altstetten vor etwa 25 Jahren gab der Verfasser der *Kriminalgeschichte des Christentums* ungeprüfte Legenden vom sagenhaften Reichtum des Klosters Einsiedeln zum besten, die mich an das Motto erinnerten: „Sage mir, wer nach deiner Meinung die Bahnhofstrasse Zürich besitzt, und ich sage dir, was für ein Feindbild du hast.“ Wie auch immer, ich teile die Meinung meines verstorbenen Förderers Eduard Stäuble, dass Deschners Bücher nicht zuletzt dank ihrem hohen Unterhaltungswert (im Sinne von „stilistisch ansprechend“) unbedingt lesenswert seien. Selber würde ich, nicht nur über das Hexenwesen, aufgrund z.B. von Urkundenstudien im Alpenraum, anders schreiben, und zwar durchaus noch kritischer im Sinne der kritischen Historie von Nietzsche. Kritische Historie nach Nietzsche ist nämlich etwas anderes als Historie in polemisch-

didaktischer Absicht. Ich bemerke dies hier in voller, wenn auch erst nachträglicher Respektierung der Lebensleistung von Herrn Deschner. Da wir hier gewiss keine Versammlung von Sektierern sind, darf ich mir meine kritischen Vorbehalte gewiss erlauben. Ein gutes Zeichen offener Diskussion scheint mir, dass im neuen Briefband Kritik an Deschner geübt wird, an markanter Stelle etwa durch den Basler Philosophen Hans Saner im Zusammenhang mit Karl Jaspers' Lektüre von „Abermals krähte der Hahn“ (Brief vom 19. Juni 1972).

Über Robert Mächler bleibe ich der Überzeugung, dass seine Leistungen als früher und absolut eigenständiger Pionier der Robert-Walser-Rezeption auch auf die Glaubwürdigkeit seiner sonstigen Errungenschaften als Autor positiv ausstrahlen. Ich nehme die Religionskritik von Mächler ernst. Er überzeugt mich im entsprechenden Briefwechsel sogar stärker als der mir weltanschaulich näher stehende Kurt Marti. Ein Religionskritiker muss, wie nicht nur das einzigartige Beispiel Goethe zeigt, nicht schlechthin ungläubig sein. In diesem Sinn hat Robert Mächler noch und noch einen Satz von Robert Walser zitiert. Es war mein gemeinsamer Nenner mit dem Mann, dessen Gesinnungsfreund ich zu meinem Bedauern dann doch nicht geworden bin:

Woran glaube ich? Ich weiss es nicht, ich weiss nur, dass mir viel fehlt, wenn ich nicht gläubig bin.

Philippe Dätwyler: Robert Mächler und die Moral

Sehr geehrte Stiftungsratspräsidentin, sehr geehrte Stiftungsratsmitglieder, sehr geehrte Damen und Herren!

Stets leicht vornüber gebeugt, mit langem Mantel, zerbeulter Aktentasche, ernsthaftem Gesicht, konzentrierter Miene... – so habe ich Robert Mächler in Erinnerung. So ist er regelmässig an unserem Gartenhag vorbei geschritten, wie von einem andern Stern Sein Anblick faszinierte und irritierte mich zugleich. Ich war damals ein Knirps und er schon über 50.

So habe ich ihn „kennen“ gelernt. Damals in den 60er Jahren in jenem unbedeutenden, braven Ort neben der Kantonshauptstadt. In Unterentfelden. Mächler hauste keine dreihundert Meter von meinem Elternhaus entfernt in einem kargen Zimmer im Untergeschoss eines Einfamilienhauses. Aber das wusste ich damals noch nicht. Ich kannte Mächler nur als „Gartenhaggestalt“, die sich für mich als Knirps fast etwas beängstigend – heute würde ich sagen: fast etwas aristokratisch – abhob von Meiers und Müllers.

Wer ist denn das? Habe ich damals meinen Vater gefragt. „Das ist der Mächler“, sagte er, „ich glaube, der schreibt“. So seine vage Antwort. Tja... Er schreibt? Selber erst Lehrling im Schreiben, in der Schulbank mich übend in „Schnüerlischrift“ und ersten Aufsätzen... – was sollte ich da anfangen mit dieser Antwort: „Er schreibt.“?

Wie das heute von Gabriele Röwer herausgegebene und zu feiernde Buch eindrücklich belegt, hat Robert Mächler tatsächlich geschrieben. Ja, unendlich viel geschrieben. Und das: Stets von Hand, mit akkurater Schrift und strengem Geist.

Schon damals war Mächler auf seine Weise ein viel belesenes und viel schreibendes Unikum. Und aus heutiger Warte wirkt er erst recht wie ein Findling aus uralter Zeit. Was ist so ein Schreiberling im Zeitalter von Iphone und Ipade? Im Zeitalter der Kürzestkommunikation per SMS und Twitter? Im Zeitalter der hektischen Bildflut auf über hundert Fernsehkanälen? Mächler hat der aufkommenden Kommunikationstechnologie schon vor Jahrzehnten misstraut. Sarkastisch kurz und bündig hat er dies einmal „Intelligenzverminderung durch Wissensvermehrung“ genannt.

Ja, und dann kamen die 70er Jahre. In jener Zeit habe ich den schreibenden Mächler dann etwas näher kennen und schätzen gelernt. Damals war ich Leser des Badener Tagblatts, jener Zeitung, die sich in kurzer Zeit, auf fast mysteriöse Weise, von einer linksliberalen Forumszeitung zu einem rechtsfreisinnigen Meinungsblatt wandelte...

Doch Schreiber Mächler blieb Schreiber Mächler. Fast wie ein erratischer Block. Wie immer der Zeitgeist auch wehte – Mächler war nie ein Wendehals. Er blieb sich programmatisch treu. Er war und blieb Pazifist. Er kritisierte die Ideologie des Sozialismus und die Ideologie des Kapitalismus gleichermaßen als Holzwege zum Glück. Und er predigte weiter im Namen der intellektuellen Redlichkeit gegen alle Prediger an, die mit vermeintlich ewigen metaphysischen Wahrheiten hausieren.

Einmal hat er es gar gewagt, die Atomindustrie kritisch zu betrachten. Sein Artikel schien allerdings nie, worauf der Haussegen zwischen dem Hochhaus Wanner und dem Untergeschoss Mächler einige Jahre ziemlich schief hing. Doch Mächler schrieb seinen Freunden dazu: „Glücklicherweise bin ich so alt, dass es unanständig wäre, sich über dergleichen stark aufzuregen.“

In den 80er Jahren dann begegneten wir uns erst indirekt und dann ganz persönlich. Unterdessen gehörte ich gewissermaßen auch zur Zunft der Schreiberlinge. Robert Mächler besprach im Badener Tagblatt das kleine Büchlein, das ich unter dem Titel „Eine Insel finden“ im Arche Verlag herausgab. Der Band basierte auf einem Radiogespräch, das ich mit Otto F. Walter und Silja Walter führte. Dieses Gespräch war eine kleine Sensation. Hatten doch die beiden Geschwister seit dem Eintritt von Silja Walter in das Benediktinerkloster Fahr nie mehr ein Wort gewechselt.

Mächlers Rezension hat mich damals sehr berührt. Mächler konnte bei seiner Kulturkritik wie auch bei seiner Dekonstruktion religiöser Systeme, zumal in seinen zugespitzten Aphorismen, durchaus auch zum Zweihänder greifen. Aber in seiner Schilderung von realen Menschen mit all ihrem Denken und Fühlen war er stets von grosser Höflichkeit. Er war sorgfältig durchdenkend. Abwägend urteilend. Diskret zustimmend. Achtungsvoll widersprechend. Diese Noblesse habe ich an ihm stets bewundert. Dieser Stil des Erwägens hat viele seiner Kolumnen ausgezeichnet. Und viele seiner Korrespondenzen, die ab heute einer breiteren Öffentlichkeit vorliegen, atmen diesen kultivierten Geist.

Auch da blieb sich Robert Mächler treu. Er war in diesem Punkte im besten Sinne ein Moralist, der „unzulängliches Urteilen“ verurteilte. Nach ihm waren das voreilige Urteilen und die üble Nachrede das häufigste und schädlichste geistige Laster, welches das Zusammenleben im Kleinen wie im Grossen gefährdet.

Und damit kommen wir zum Kern dessen, was Mächler für uns so vorbildlich macht. Bei aller Dogmatik, die er rund um seinen Schlüsselbegriff der „Vernünfftigung“ entwickelte, war er doch vor fundamentalistischem Eifer gefeit. Denn: Er stellte alle und alles – auch sich selber und damit auch seine „Vernünfftigung“ – unter einen „grundsätzlichen und immerwährenden Irrtumsvorbehalt“.

Diese Position des skeptischen Agnostizismus besagt mutig und demütig zugleich: Es könnte womöglich alles ganz anders sein, als wir es uns in unseren Spatzengehirnen zurecht legen mögen. Vielleicht ist unsere ganze Weltwahrnehmung, wie die Hindus sagen, „Maya“ – eine einzige grosse Illusion. Die Erkenntnisse der Quantenphysik scheinen jedenfalls in diese Richtung zu weisen. Und wie sagte Albert Einstein einst so schön: „Die Realität ist eine Illusion, wenngleich eine sehr beständige.“

Und damit komme ich langsam zum Schluss.

Im Zusammenhang mit unserer gelegentlichen Korrespondenz habe ich Robert Mächler dann zwei, drei Male in meiner Heimatgemeinde Unterentfelden besucht. Und nochmals war ich – wie einst als Knirps – beeindruckt und irritiert zugleich. Seine Artikel gaben Einblick in sein Denken. Nun aber bekam ich zum ersten Mal einen Einblick in sein Leben. Ein kleiner, karger Raum im Untergeschoss. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl. Mächler, der Asket. Mächler, der Einsiedler.

Die Szene hatte für mich etwas Surreales. Geistesgrösse und Zimmerenge schienen sich zu widersprechen. Was war das für ein Mann, der da mit etwas scheuen und etwas traurigen Augen vor mir sass? Sass da ein tragischer Eigenbrötler? Ein Kopffüssler, dessen Welt allein im Kopf stattfand?

Allein: Seine Wachheit und Offenheit und, ja, auch Gütigkeit, liessen mich umstimmen. Vielleicht hat Mächler das Geheimnis der mönchischen Askese gekannt: Vertiefung, nicht Verzettelung. Konzentration, nicht Expansion.

„Reduce to the max“. So hat später Daimler-Benz den revolutionären Kleinwagen „Smart“ beworben: Reduktion aufs Maximum. Vielleicht hat Mächler auf freiwillige Art diesen Slogan gelebt. Zu einer Zeit, als es den Slogan noch gar nicht gab. Mächler: reduce to the max?

Mächlers utopisches Ziel erscheint mir auch heute noch richtig und wichtig, das Ziel nämlich, dass alle Menschen und Völker in Frieden und in Gerechtigkeit zusammen leben können. Das Ziel auch, dass das Leiden in dieser Welt und an dieser Welt minimiert wird. Inklusiv das Leiden der Tiere unter der Arroganz und der Übermacht der Gattung Mensch.

Über den Weg zu diesem Ziel mögen und sollen wir uns anständig streiten. Mächlers propagierter Weg zu diesem Ziel, das gestehe ich offen, hat mich nie ganz überzeugt.

Aber vor seiner agnostischen und in der Konsequenz darum höchst selbstkritischen Haltung und vor seiner sich selbst auferlegten strengen Moral verbeuge ich mich noch heute.

Und noch ein Letztes.

Wenn ich an Mächlers leicht gebeugten, ernsten Gang durch die Quartierstrassen meines Heimatortes zurückdenke, kommt mir der Meister von Nazareth in den Sinn. Obwohl Mächler 1963 aus der Kirche ausgetreten ist und obwohl er in der Folge die organisierten Religionen als Verdummung und Betrug hart kritisierte, hat er sich bis zu seinem Tod dem Meister von Nazareth innig, wenn auch nicht unkritisch, verbunden gefühlt.

Dieser hat mal, vor bald 2000 Jahren, auf einer Anhöhe, dem staunenden Volk in einfachen Worten und starken Bildern sein utopisches Programm präsentiert. Dieses Programm erhielt in der Folge den Titel „Bergpredigt“. Oder auch „Seligpreisungen“.

Doch das Wort „selig“, hebräisch „makarios“, kann auch anders übersetzt werden. Der Schweizer Journalist und Schriftsteller Hans Rudolf Hilty hat dies – in Anlehnung an Ernst Blochs Diktum – in den 80er Jahren mal so versucht. Ein kleiner Auszug daraus:

„Leute“, rief Jesus, „Gott will den aufrechten Gang! – Den aufrechten Gang der Bettler, die betteln nach dem lebendigen Geist; ihnen die höchste Würde. – Den aufrechten Gang der Verzweifelten, die von Angst niedergedrückt sind; sie seien erhoben. (...) – Leute! Geht nicht mehr geduckt. Geht aufrecht. Gott will den aufrechten Gang. Freut euch, die Feier des Lebens ist gekommen.“

Lieber Herr Mächler, wo immer Sie heute sind: Ich glaube, der Meister von damals lächelt Ihnen auch heute noch freundlich zu und er sagt noch immer „Geht aufrecht. Gott will den aufrechten Gang. – Und freut euch, die Feier des Lebens ist gekommen.“

Eine uneingelöste, ja abstruse Behauptung? Oder eine leise Hoffnung vielleicht? Oder eine ermutigende Verheissung?

Lassen wir die Frage weise, agnostisch, offen. Aber lasst uns, trotz ungewissem Ausgang, weiter an dieser Vision arbeiten. Das sind wir, so meine ich, uns selber wie auch dem Meister vom Untergeschoss schuldig.